



Nr. 15.

(2. Beilage)

Dienstag, den 19. Januar

1904

Süsse Föhren.

Von Hilbert Graf von Schlippenbach.

(Mit Genehmigung des Verlages von „Dies Blatt gehört der Hausfrau, Berlin S.W. 13.)

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Das hast Du sehr weise gemacht,“ lobte ich meinen Getreuen.

„Ja, Onkel, wir wollen bald essen,“ warf Grento ein. „Ich habe schrecklichen Hunger.“

„Aber erst waschen, mein Junge. Wir können doch nicht wie die Schmutzfinken zu Tisch gehen.“

Janko und Grento sahen sich etwas erstaunt an. „Wie Du befehlst“, meinte letzterer dann etwas zögernd.

„Das ist bei Dir in Berlin nämlich alles anders als beim Krawattowich in Neufahr“, erklärte der ältere Bruder.

„So? Habt Ihr Euch da denn nicht vor jeder Mahlzeit die Hände gewaschen?“ forschte ich neugierig.

„O nein! Weißt Du, Onkel Heinz, der Krawattowich und seine Frau thaten es überhaupt selten, — da ließen wir es auch. Natürlich, früher wie Papa noch lebte, und wir bei Mama waren —“

„Nun, dann wollen wir diese immerhin hübsche Sitte wieder einführen. Und jetzt tummelt Euch, damit Ihr bald den Hunger stillen könnt.“

Fröhlich stürmten die Buben dem alten Karl nach. Während ich selbst mich umkleidete, klang ein lautes Plätschern und Tauschen aus der Badestube herüber, Karl hatte sie einfach in die Wanne gesteckt und schmeierte mit einem großen Seifenlappen an ihnen herum. Das war auch das praktischste!

„Herr Baron, es ist ganz unglaublich!“ blaß und zitternd vor Aerger trat mein Karl mit einem Bündel alter Kleider über den Arm in mein Schlafzimmer. „Dieser Karl verdiente gepörrgelt zu werden“, fuhr erregt fort. „O! Wenn ich ihn nur hier hätte!“

„Wen denn nur?“ fragte ich neugierig.

„Nun, den Krawattowich. Wie konnte der schmierige Proat die Knaben nur so herumlaufen lassen. Wenn das unser liebes gnädiges Fräulein Gerda wüßte! Die zerlumpten Reisefleider sind noch das Beste, was unsere Kinderchen besitzen. Alles andere sind schmutzstarrende Fellen. Nicht einmal die Wäsche ist sauber. Es ist ein Skandal!“

Also, nun waren es schon unsere Kinderchen! — „Ja, was ist da zu machen Alter? Heut ist Sonntag und alle Päden sind längst geschlossen“, meinte ich etwas kleinlaut. Aber Karl wußte Rath. In der Nähe wohnte der Inhaber eines Bazars, den er gut kannte. Mein Diener hoffte, er würde aus Freundschaft für ihn die Sonntagshelligung brechen und eine Musterkollektion von Knabenanzügen zur Auswahl senden.

Raum war Karl fort — ich wollte gerade meine Toilette beenden — als ein lautes Gefach und Geplätscher, begleitet von unterdrücktem, ängstlichem Geschrei, zu mir herüberschallte. Nichts Gutes ahnend, eilte ich in Hemdsärmeln hinaus. Ein Bach überschwenkte von der Badestube aus den Korridor. In der überfüllten, überlaufenden Wanne stand Grento halb angezogen und versuchte vergeblich, den Hahn für kaltes Wasser mit der flachen Hand zu verschließen. Zischend spritzten die Wasserstrahlen nach allen Seiten und übergossen mich und meine tadellos geplätteten Hosen. Das heiße Wasser aber lief dampfend in die

Wanne und drohte den Jungen zu verbrühen. Janko stand nuckelnd und schreckensbleich in einer Ecke und hielt den abgebrochenen Duscharm in der Rechten. Oben, aus dem abgebrochenen Rohr strömte im hohen Bogen eine Fontäne ins Zimmer, schlug klatschend auf die Dielen und überstäubte alles beim Zurückprallen mit einer Art Gewitterregen.

Bunächst riß ich Grento aus der Wanne. Dann schloß ich, während die Dusche auf mich niederprasselte und die Wasser durch meinen Hemdtragen sich einen Weg bahnten, die Hähne. Von dem durchweichten Hemd rieselten ungezählte, kalte Ninnsale in meine Unterkleider, aber ich achtete nicht darauf, sondern untersuchte ängstlich mein jüngeres Pflegekind. Gottlob! Die Kanne hatte sich wenigstens nicht verbrüht. Dagegen bemerkte ich jetzt an Jankos Stirn eine große Brause. Aber auch das war nicht besorgniserregend. So konnte ich denn dem bisher mühsam verhaltenen Aerger Luft machen.

„Was habt Ihr ungezogenen Bengels nun wieder angegeben?“ herrschte ich Loffels Sprößlinge an.

„Ach, lieber Onkel Heinz, sei nur nicht böse“, stammelte Janko ganz zerknirscht, während sein Bruder triefend sich schon in eine Ecke drückte. „Ich wollte nämlich nur mal sehen, wie das Wasser da oben aus der Brause kommt. Ich kletterte daher auf Grentos Schultern. Aber der Boden der Wanne ist so glitschig. Um fester zu stehen, faßte er die Knöpfe dort unten an. — Auf einmal kam das Wasser aus den Hähnen geschossen, Grento bekam einen fürchterlichen Schreck und glitt aus. Ich griff oben nach der Dusche, der Arm brach ab, und ich plumste ins Wasser. — Lieber, lieber Onkel, sei doch wieder gut, ich wills auch nie wieder thun.“ Zwei Paar Augen, Gerdas Augen, blickten mich flehend an. Was sollte ich anders machen, als den reuigen Sündern vergeben?

Dann kam Karl mit einem Riesenpaket. Zuerst war er sehr erschrocken, als er die Verwüstung sah. Sobald er jedoch hörte, wer den Schaden angerichtet, war er sofort beruhigt. „Ich hätte den lieben Kindern zeigen sollen, wie man das Wasser abstellt“, meinte er einfach. „Die Schuld liegt nur an mir.“ Als wäre die Verwüstung nicht werth, ein Wort darüber zu verlieren, nahm er einen Seifenlappen zur Hand und begann gelassen die Wasserfluthen aufzuwischen. Ich zog mich von neuem in meine Schlafstube zurück und begann zum zweiten Mal mich vom Kopf bis zu den Füßen umzuziehen. Dabei legte ich mir die Frage vor, ob ich wohl eine ausreichende Anzahl Sommeranzüge besäße, um den Anforderungen meiner Pflegekinder zu genügen, oder ob ich daran denken müßte, meine Wintergarderobe aus der mottensicheren Kiste auszapfen?

Als ich nach einiger Zeit wieder zu den Knaben kam, war Karl gerade damit beschäftigt, Kleider aus dem großen Paket auszufischen und anzupassen. Er entwidelte dabei eine fabelhafte Sachkenntniß. Das hätte ich nie fertig gebracht. Knabenanzüge sind so ganz anders konstruirt wie Herrengarderobe. Ach, ich hatte anscheinend gar kein Talent zum Familienvater und kam mir ungemein thöricht vor, während mein Getreue die verschmitztesten Dinge sofort begriff und von den ungezählten Knöpfen

„Ich wollte, zu welchem Zweck? Sie gehört, Gutsir, haben die Jungens zu reißenden, heißen Watrosenblusen und blauen Hosen da. Strahlend betrachtete sie Karl, dann ging er, für das verspätete Frühstück Sorge zu tragen. Wirklich, hübsch waren die Bengel. Jetzt erst, nach der gründlichen Reinigung, konnte man es recht sehen. Gott sei Dank! Blond, blauäugig, glücken sie Zug um Zug der Mutter. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich sahen die Buben auf meinem Schoß, ich zog sie ans Herz und küßte einen nach dem andern ab. Härtlich schmeigten sie sich an mich und legten die Arme schmeichelnd um meinen Hals. Ich hatte bisher geglaubt, mein Junggejellenherz sei längst verknöchert, aber es wurde mir auf einmal so weit — ein mir unbekanntes Gefühl beschlich mich — eine Art Nührung Mitleid mit mir selbst, dem Vereinsamen. Liebliche Bilder gaukelte mir die Phantasie vor. Ich sah mich als Familienvater, umgeben von reizenden Kindern, mir gegenüber mein liebes, treues Weib — Gerda.

„Onkel Heinz gibt es bald was zu essen?“ Hrenkos Augen sahen mich fragend an. Der Traum war verschwunden. Die poesielose Wirklichkeit hatte ihn vertrieben. Da trat auch Karl schon herein, um das Frühstück zu melden. Als er aber die Jungens auf meinem Schoß sah, blieb er mit offenem Munde stehen. In seinem ehrlichen Gesicht suchte es ganz merkwürdig.

„Ach Gott, ach Gott!“ stammelte er endlich, „wenn das doch unsere Kinderchen wären, und unser liebes gnädiges Fräulein — Du bist ein Esel!“ herrschte ich ihn an und ließ die verbotenen Knaben zur Erde gleiten.

„Du Besehl, Herr Baron. Es ist angerichtet.“ Karl war tief enttäuscht.

Es war eine Freude, Zanko und Hrenko essen zu sehen; ihr Appetit war geradezu beneidenswerth. Da Karl ihnen immer von neuem auftrat und zum Zulangen nöthigte, waren die vollen Schüsseln bald leer. Am meisten freute mich die Mühe, die sich die kleinen Kerls gaben, die Krawattovicher Manieren abzulernen und das einst im Elternhause Gelernte wieder zu befolgen. Als Zanko den Fisch mit dem Messer zu essen sich anschickte, stieß ihn Hrenko heimlich in die Rippen, und als die süße Speise kam, für die Karl natürlich gesorgt hatte und Hrenko in ein Freudengetöse ausbrechen wollte, erinnerte ihn wieder Zanko daran, daß sie nicht mehr bei dem Kroaten wären.

Unbegreiflich blieb mir, wohin die Jungens das alles ohne zu plagen. Aber dieses Ereigniß trat nicht ein. Endlich waren sie gesättigt. Mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung legten sie Messer und Gabel beiseite und sahen mich strahlend an.

„Das hat geschmeckt“, versicherte Zanko mit dem Brustton der Ueberzeugung.

„Ja, Onkel Heinz, wundervoll“, bestätigte Hrenko. „Ganz anders wie bei dem Krawattovich.“

„Wie lange wart Ihr den eigentlich bei ihm?“ forschte ich neugierig.

„Fast ein halbes Jahr.“

„Aber die Herren habt Ihr doch in Budapest bei der Mama oder in Sjemszova verlebt?“

„Nein. Onkel Tonczik wollte es nicht.“ Zanko zog eine finstere Miene.

„Mama kam jedoch öfter zu uns, ehe sie mit Cyska zur Tante Anziska nach Brüssel reiste“, erzählte Hrenko. „Nun ist sie schon vier Monate fort. Ach, ich freue mich ja so furchtbar, sie wiederzusehen!“

„Onkel Heinz“, flüsterte Zanko plötzlich. „Sag, wird Onkel Tonczik unser Papa oder nicht?“ Merglich hingen seine Augen an mir.

„Mein, mein Junge.“

„Gott sei Dank!“ Die Knaben riefen es gleichzeitig aus.

„War er denn nicht gut zu Euch?“

O, wenn Mama dabei war, that er immer furchtbar nett, aber wenn er allein kam, Hrenkos Augen funkelten zornig.

„Sieh, Onkel Heinz, wir sind ja manchmal ungezogen“, erklärte Zanko treuherzig, „und Du mußt uns dann ruhig hauen.“

„Papa hat uns auch gehauen“, bekannte Hrenko offen.

„Ja, aber Papa strafte uns nur, wenn wir es verdient hätten, Onkel Tonczik dagegen schlug uns nie. Doch heimlich kniffte er uns.“

„Und als wir es Mama sagten, behauptete er, wir hätten gelogen.“ Zankos Stimme zitterte vor Erregung. „Aber wir lügen nie. Papa sagt, lügen wäre die größte Feigheit, und Feigheit die größte Schande.“

„Sieh, sieh! Das hätte ich dem Loffal ja gar nicht einmal zugebraut!“

„Und dem Krawattovich hat er gesagt, er sollte uns nur ordentlich durchprügeln“, fuhr Hrenko fort.

„Woher weißt Du denn das?“ forschte ich.

Der Junge wurde glühend roth. „Ich — ich — habe mgl an der Thür gehorcht, beichtete er ehrlich. „Sonst thue ich das nie, Onkel Heinz.“

„Der!“ Zanko machte ein verächtliches Gesicht. „Nein, das wagte er wegen Mama nicht, die hatte es ihm streng verboten. Aber dafür gab er uns nie satt zu essen und versuchte, uns jede Freude zu vergällen.“

„Onkel Heinz!“ Hrenko machte auf einmal ein ungemein nachdenkliches Gesicht. „Onkel Heinz, Du mütest unser Papa werden, Du bist ebenso lieb und gut, wie der selige Papa.“

„Ach, Onkel, das wäre schön! Mama würde dann gewiß nicht mehr so viel weinen; sie hat Dich so sehr lieb — Onkel, meinst Du nicht auch?“ Die beiden Jungens schmiegen sich eng an mich und sahen mich fragend an.

„Hast Du Mama auch auch lieb, Onkel Heinz?“

„Kinder können wirklich oft schrecklich sein in ihrer Gründlichkeit. Ich, der wohlbestallte Assessor von zweiunddreißig Jahre, wurde den Rangen von neun und acht Jahren gegenüber geradezu verlegen.“

Da klingelte es heftig an der Korridorthür: Gleichzeitig hörte ich draußen einen lauten Wortwechsel. Um der Fortsetzung des etwas heißen Gesprächs zu entgehen, stand ich auf und schaute nach, was es gäbe.

Zornröthe im Gesicht, stand dort der baumstarke Hauspfortner, hatte den Slowaken Chocholuszik am Kragen und parlamentirte lebhaft mit meinem Karl.

„Was?“ schrie letzterer empört. „Der schmierige Perl behauptet, zu uns bestellt zu sein. Solch eine Frechheit.“

„Natürlich will der Mensch nur eine günstige Gelegenheit ausbaldowern, um hier einzubrechen. Ich sagte ihn noch rechtzeitig ab. Aber nun gehen wir zusammen nach dem Revier, mein Hirschchen.“ Grimmig schüttelte ihn Friedrich Wilhelm Lehmann ab.

„Barron Herrgen und Barron Zank und Barron Hrenko von Baron Czejtenko-Pastureczek auf Sjemszova seliges haben mirr bestellt!“ jammerte Chocholuszik dazwischen und suchte vergeblich, sich frei zu machen. Eben wollte ich dem armen Schlingel zu Hilfe kommen, als meine Pflegetöchter mit lautem Geschrei herbeistürzten.

„Chocholuszik Zuszu!“ jubelten sie, entzückt, des ehemaligen Hundejungen geliebte Stimme zu hören; kaum hatten sie aber die Situation erkannt, als sie sich kampfbereit vor den Pfortner hinstellten.

„Wollen Sie böser Mann wohl gleich unsern Chocholuszik Zuszu loslassen!“ forderte Zanko energisch und ballte die Fäuste, während Hrenkos grimmig funkelnde Augen anscheinend einen Stod suchten, um ohne weiteres loszuschlagen.

„Wat soll ich machen?“ fragte der Bedrohte erstaunt.

„Onkel! Karl! Helft mir doch, sonst beiße ich den bösen Mann!“

Zanko machte Miene, seinem Feind an die Gurgel zu springen.

„Nanu, wo haben Sie denn auf einmal die rüdischen Vollen her Karl?“ erkundigte sich Lehmann erstaunt und streckte abwehrend die freie Hand aus.

„Rüdische Vollen?! Herr Lehmann das verbitte ich mir! Karls Stimme vor Empörung. „Die lieben Kinderchen sind die Messen des Herrn Barons und die Söhne unseres lieben gnädigen —“

„Herr Lehmann“ rief ich schnell, „lassen Sie den Mann nur los. Es ist richtig er wurde von mir herbestellt.“ Es war Zeit einzuschreiten, um unliebsamen Mißverständnissen vorzubeugen.

Der Pfortner machte ein sehr merkwürdiges Gesicht, gab aber Chocholuszik, der sofort an dem höchst erstaunten Karl vorbei von Zanko und Hrenko in den Korridor gezogen wurde, frei.

(Fortsetzung folgt.)

Nataly's Verlobung.

Novelle von Anna Treichel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Was Nataly lehtin schon öfters erwogen, nämlich an ihre eigene Verlobung zu denken, nahm jetzt eine festere Form an, ja, war fast zum bestimmten Entschluß herangereift.

Sie brauchte ja nur zu wählen, — Nataly lächelte stolz. Aber wen? Lieben, wirklich lieben tat Nataly keinen, das kam also nicht in Betracht, darauf durfte sie auch nicht warten; sie würde niemand lieben, weil dieses Gefühl einfach in ihrem oberflächlichen, keiner tieferen Regung fähigen Herzen überhaupt nicht aufkeimen und existieren konnte! Gefallen tat ihr mancher, war aber aus diesem oder jenem Grunde kein geeigneter Gatte für sie. Sie dachte an den

und jenen ihrer Bewerber, welche sich um ihre Gunst bemühten und denen nur ein klein wenig mehr Entgegenkommen ihrerseits das entscheidende Wort auf die Lippen treiben würde.

Da blieben nun zwei zur engeren Wahl. Der Hauptmann v. Pflammern, ein brünetter Adonis, eine elegante Salonfigur, 100 000 Mark Privatvermögen dazu, — und dann der Rittergutsbesitzer und Leutnant der Reserve von Ohnstadt, ein blonder Riese, natürlich auch reich! An beiden hatte sie im Grunde nichts auszuweisen, — Pflammern gewann durch sein witziges heiteres Wesen, Ohnstadts würdige Ruhe wirkte jedoch ebenso einnehmend.

Nataly überlegte her und hin, endlich hatte sie einen festen Entschluß gefaßt, sie wollte das Schicksal entscheiden lassen.

„Sonnenabend ist der Ball bei Frau v. Stadel,“ sprach sie zu sich selber, — „dort soll sich's entscheiden, das Schicksal wird mir schon sicherlich einen Wink geben, und den will ich dann beachten!“

Sie stand auf, nickte im Vorbeigehen ihrem Bilde im Spiegel mit befriedigtem Lächeln zu und schrieb dann ein Billet an ihre Modistin, daß sie morgen um 4 Uhr nachmittags erscheinen werde, um die neue Balltoilette anzuprobieren.

Auf den von Frau Stadel gegebenen Festlichkeiten amüsierte sich ein jeder, das stand nun einmal fest, — und kommen taten alle gern, auch das war eine alte Tatsache, ohne zwingenden Grund blieb niemand aus. Wenn man hereintrat in die licht- und wohlgeruchdurchfluteten Räume, das schillernde Gewoge von geschmückten Menschen, all' die frohen Gesichter sah, so umhüllte die Ballsaalluft sofort die Sinne mit ihrem bestrickenden Hauche, so fühlte man sich sofort heiter und animiert gestimmt. Man dachte nicht mehr daran, daß es auch Elend und Jammer auf der Welt gäbe, der zerfallenen Hütten mehr als glänzende Prunksäle; dachte nicht daran, daß auch dieser schöne Ball nur wenige Stunden dauere, welche bald verflogen wären, und dann manches zerrissene Kleid, manches betäubte Herz im Gefolge hätte und die Tränen derer, welche vor den Leuten lächelten, um daheim im stillen Kämmerlein desto tiefer zu verzagen, — man lebte nur dem Augenblicke.

Nataly v. Schulzen war heute schöner und strahlender denn je und aus ihren Mienen sprach vollste Zufriedenheit mit sich selber, mit dem Feste und der eigenen Bedeutung auf demselben. In ihrem Herzen aber lebte die Spannung und Erwartung, — das Schicksal sollte heute ja entscheiden!

Sie hatte soeben mit Herrn v. Ohnstadt getanzt und lehnte nun, sich eifrig lächelnd, etwas abseits in einem Sessel, wohin ihr Partner sie geführt. Er selber war neben ihr stehen geblieben, ihre Erscheinung mit warmem Blicke umfassend, sein Antlitz nahm einen ernsten Ausdruck an, man sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

„Du, was machen Sie denn plötzlich für ein ernstes Gesicht, Herr v. Ohnstadt, Sie denken wohl über die Quadratur des Kreises nach!“ lachte Nataly ihn an.

„Nicht doch, Fräulein v. Schulzen, — aber trotzdem ist's ein Birkel, ein gar wunderbarer, in welchem sich all' meine Gedanken einherbewegen, — ein echter Zauberkreis, — immer rund herum, immer um ein und denselben Gegenstand“ — seine Stimme bebte leise.

„Sie machen mich neugierig — was ist denn das für ein närrischer Kreis?“

„Wollen Sie es wirklich wissen, Fräulein Nataly?“ Es klang eindringlich und betont.

„Freilich, Herr v. Ohnstadt, — ich entsage nicht so leicht dem, worauf ich mich einmal kaprizierte!“ Lächelnd schaute sie ihn an. Im Stillen dachte sie: „Das Schicksal will mir Ohnstadt bescheren, er spricht zuerst von Liebe, — gut so, eigentlich ist er doch netter als Pflammern!“

Da begann Ohnstadt auch schon seine Erklärung: „Es ist der Zauberkreis der Liebe, in dem ich mich gefangen habe, der ohne Anfang, ohne Ende ist, in dem ich nun umherirre, ruhelos, sehnachtsvoll, — und aus dem mich nur die Hand, welche mich dorthin gebannt, erlösen kann —“

„Wie schön er spricht!“ denkt Nataly, — „er scheint mich sehr zu lieben!“

„Diese Hand, welche es kann,“ spricht Ohnstadt weiter, „welche mir die liebste und schönste auf Erden ist, die zu besitzen mein höchstes Glück ausmacht, gehört — — —“

Er kann nicht weiterbleiben, Schritte haben, rauchend setzt die Musik ein, und Hauptmann v. Pflammern steht vor Nataly, sie zu einer Extratour zu holen.

„Sie entschuldigen,“ verbeugt er sich gegen Ohnstadt. Nataly erhebt sich sogleich und fliegt in des Hauptmanns Arm graziös durch den Saal.

Ohnstadt dreht sich mit gekrauster Stirn unmutig seinen Schnurrbart, dann, um seine Erregtheit abzuleiten, schreitet er schnell davon und fordert eine andere Dame auf. Ueber deren Schulter hinweg suchen seine Augen Nataly, er achtet kaum auf den Takt, vergißt das glatte Parkett und sein Führeramt, — Nataly gelten seine Gedanken! Die Folge davon ist, daß er stolpert, dadurch verwirrt, vollendes ausgleitet und plötzlich der Länge nach auf dem Boden liegt, seine Dame mit sich reisend, — das nächste Paar, gerade in einer Galoppade begriffen, kann nicht rasch genug anhalten, stößt mit kräftigem Ruck an das lebende Hindernis und kommt ebenfalls unschön zu Fall! Der Tanz stockt, man ist den Gefallenen beim Aufstehen behülflich, man tuschelt, sieht sich schadensfroh und hämisch lächelnd an, die in Mitleidschaft gezogene Dame macht ein bitterböses Gesicht und faßt prüfend nach ihrer Frisur! Ohnstadt entschuldigt sich verlegen, — auf seinem Knie klappt ein Riß in dem schwarzen Beinleid. Er flüchtet hinaus und ahnt nicht, daß Natalys Blicke ihm in Zorn und Empörung folgen, daß sie böse halb und doch halb erleichtert denkt: „Gott sei Dank, daß er vorhin nicht dazu kam, mir seine Liebe zu gestehen, wie entsetzlich wäre es gewesen, jetzt mit einem Manne verlobt zu sein, welcher sich auf diesem reizenden Feste in einer solch gräßlichen Art und Weise blamiert und lächerlich gemacht hat! Pflammern kam zur rechten Zeit, deutlich genug hat doch das Schicksal entschieden!“

Daß dieser Unfall vielleicht nicht geschehen wäre, wenn Ohnstadt sich ihr gegenüber ausgesprochen hätte, daß er im übrigen auch Pflammern ebenso gut passieren konnte und daß es von ihr selber doch mehr als oberflächlich und unwürdig war, eine derartige Neußerlichkeit über ein ganzes Leben entscheiden zu lassen, — daran dachte das Weltkind nicht!

Den Rotillon hat Nataly dem Hauptmann v. Pflammern zugesagt. In animierter Unterhaltung sitzen sie beisammen.

„Dies ist der schönste Rotillon, den ich in meinem Leben getanzt habe, Herr Hauptmann!“ sagt Nataly.

Pflammern sieht sehr geschmeichelt aus, ein feines Rot steigt in sein Gesicht, dann schaut er Nataly forschend an, wie er wohl ihre Worte aufzufassen habe. „Gnädiges Fräulein belieben zu scherzen!“ antwortet er in anscheinender Ungläubigkeit.

„Aber nein doch, Sie Ungläubiger, ich meine es im Ernst!“

„Ah!“ macht er. Ein Weilschen schweigt er und spielt an seinen Handschuhen. „Gnädiges Fräulein machen mir Mut —“

„Mut? Bedarf es dessen denn noch bei einem so schneidigen Offizier?“

Er lächelt, er weiß nun, woran er ist, ohne weitere Verlegenheit fährt er weiter fort: „Also Attade, — und erhoffe Kapitulation und Sieg! Gnädiges Fräulein wissen längst, daß ich für gnädiges Fräulein schwärme — rettungslos“ — er legt die Hand auf die Herzstelle, — „darf ich fragen, ob gnädiges Fräulein mich auch als Partner zum reizendsten Rotillon fürs Leben haben möchten?“

Sie sinnt eine Weile nach und denkt: „Ohnstadt sprach doch viel, viel gemüth- und liebevoller, — aber —“

Pflammern redet lächelnd weiter und ein seltsamer Zufall läßt ihn gerade die Worte wählen, welche Natalys Gedanken ergänzen: „Soll himmlisch werden, kein solch lächerliches Intermezzo, wie vorhin zum Beispiel dem Ohnstadt passierte, darin vorkommen, — auf Ehre!“

Nataly strahlt ihm verheißend an. „Lieber Herr von Pflammern, — also ja, kurz und gern!“

„Famos!“ jubelte er beglückt, „Dank, tausend Dank, — das schönste Mädchen ist nun meine Braut!“

„Ja, nun bin ich Braut!“ sagt sie triumphierend, aber ohne sonstige Empfindung.

Soll man nun lachen oder weinen, wenn man bedenkt, wodurch heutzutage doch manchmal so eine Verlobung entschieden wird!?





AUS DEM REICHE DES WISSENS

Lebensfähigkeit der Mollusken.

Wenn es Bewunderung erregt, daß z. B. eine Herzmuschel zehn Tage lang außer dem Wasser lebte, so verschwindet diese Erscheinung vor den staunenswerten Tatsachen, die von anderen Seiten her über die Lebensfähigkeit der Mollusken berichtet werden, und zwar von Forschern und Anatomen ausgezeichneten Namen. Die Süßwassermollusken der kalten Zonen begraben sich während des Winters in dem Schlamm ihrer Teiche und Flüsse; die Landschnecken verkriechen sich in den Boden oder unter das Moos und die abgefallenen Blätter. In warmen Ländern versinken sie während der heißesten und trockensten Zeit des Jahres in Erstarrung. Die Gattungen und Arten, die diesem Sommerschlaf am meisten unterworfen sind, zeichnen sich durch die Fähigkeit ihres Lebens aus, und man hat zahlreiche Beispiele, daß sie aus fernen Ländern lebendig zu uns gelangt sind. Im Juli 1850 erhielt ein Herr Gray eine lebende Süßwassermuschel aus Australien, die über ein Jahr lang außer dem Wasser gewesen war. Man hat Teichschnecken in Mahagoniblöcken aus Honduras lebendig gefunden, und Cailland hat einige in Sägespänen verpackt von Ägypten nach Paris gebracht. Es ist in der Tat nicht leicht zu bestimmen, wie weit ihre Lebensfähigkeit reichen kann; denn Laidlay, der eine Anzahl zu diesem Zwecke in einen Kasten getan hatte, fand sie nach 5 Jahren noch lebendig, und noch dazu in dem heißen Klima von Calcutta. Wallaston erzählt von zwei Arten Schnecken aus Madeira, die eine strenge Gefangenschaft in Willenbüchsen drittehalb Jahre lang überstanden. Das interessanteste Beispiel von Wiedererweckung aber kam bei einer Wüstenschnecke aus Ägypten vor und wird von Baird erzählt. Diese Schnecke ward am 25. März 1846 im britischen Museum auf ein Täfelchen befestigt, und am 5. März 1850 entdeckte man, sie müsse ihr Haus verlassen haben, da sie bei dem Versuche fortzukriechen das Papier gefärbt hatte; sie hatte sich jedoch, da die Flucht unmöglich war, wieder in das Gehäuse zurückgezogen und die Öffnung mit dem gewöhnlichen blinkenden Häutchen verklebt; man brachte sie nun in warmes Wasser und sie erholt sich vollständig. Am 13. März 1850 hat sie gesund und munter zu dem Porträt geessen, das man von ihr anfertigen ließ.

Allerlei Wissenswerthes.

Die mittlere Geschwindigkeit des Golfstromes schätzt man auf fünf Kilometer in der Stunde, obwohl diese an gewissen Stellen bis auf 86 Kilometer anwächst. Im Kanale von Gibraltar dagegen, wo die Strömung 150 Kilometer breit und über 1800 Meter tief ist, legt sie in einer Stunde nicht mehr als 400 Meter zurück. In der Straße von Venedig wiederum ist die Fortbewegung so heftig, daß die Wasseroberfläche wie in einer Stromschnelle brobelt und aufschäumt.

Größenveränderungen der Bäume. Es ist vielleicht mehr interessant als praktisch wichtig, zu wissen, daß der Durchmesser von Baumstämmen nicht nur im Winter gegen den Sommer, sondern von Tag zu Tag veränderlich ist. Er ist nämlich größer vom Abend bis zum frühen Morgen und kleiner im Winter als im Sommer. Niedrige Temperaturen begünstigen ebenso wie hohe die Verdunstung. So verdunsteten die Bäume im Winter durch ihre Zweige und schrumpften desto mehr zusammen, je länger kalte Witterung anhält.

Singende Fische. Verschiedene Naturforscher behaupten, Fische singen gehört zu haben. Träger will an der Westküste von Borneo deutlich melodische Töne vernommen haben, die aus dem Meere kamen, während Kingsley einen in den westindischen Gewässern lebenden musikalischen Fisch als „Flötenmaul“ bezeichnet. Duffroy de Thoron hat eine seltsame Mitteilung über das Vorkommen singender Fische an der Küste von Ecuador gemacht. „Als ich“, schreibt er, „die Bay von Taylor untersuchte, welche im Norden der Provinz Esmeraldas liegt, steuerte ich einst gegen Abend am Strande hin. Da vernahm mein Ohr plötzlich seltsame, langandauernde Töne. Anfangs hielt ich es für das Geräusch einer großen Hummel, konnte aber keine solche wahrnehmen. Der Ruderer, darüber befragt, ob er nichts Höre, meinte: „Das sind singende Fische, man nennt sie Sirenen oder Musicos.“ Es währte nicht lange, so vermehrten sich die Töne und man bekam den Eindruck, als ertönte ein gedämpfter harmonischer Chor, gleich entfernten Orgeltönen.“

Westindischer Orangenwein. In Brasilien und Westindien bereitet man Wein aus Orangen. Die gepflückten Früchte werden drei bis vier Tage der Sonne ausgesetzt, dann ungeschält in Scheiben geschnitten und der Saft hierauf durch Tücher ausgepreßt. Das Pflanzengöl, welches sich auf der Oberfläche des ausgepreßten Saftes bildet, wird mit einem Löffel abgeschöpft oder mittels Baumwolle entfernt. Zu je 12,5 Kilogramm Saft fügt man 18 Grad überstarken Branntwein und 6 Kilogramm Zuckersyrup. Die gut durchgerührte Masse füllt man in Krüge oder Töpfe, welche man fest mit Holz und Kalk verschließt und zwei Fuß tief in die Erde gräbt. Nach Verlauf von zwei Monaten ist der Wein zum Trinken fertig, doch nimmt auch dieser Wein, wie jeder andere, durch die Länge des Lagerens an Güte zu.

Aus aller Welt.

Neue D-Züge. Von Ende Januar ab verkehrt zwischen Köln und Berlin eine neues D-Zug-Paar. Diese Züge führen nur neue D-Zug-Wagen mit elektrischem Licht und selbstthätigen Kupplungen, sogenannten Greifertkuppelungen. Der elektrische Strom für die Beleuchtung des Zuges wird durch eine Dynamomaschine erzeugt, die auf einer der inneren Achsen eines der beiden Drehgestelle am Paarswagen angebracht ist und von dort nach dem Schaltbrett im Paarswagen geleitet wird. Vom Schaltbrett aus führt der Strom in die einzelnen Batterien, die unter jedem Wagen angebracht sind und von wo aus die Lampen im Zuge gespeist werden. Jeder Wagen erster und zweiter Klasse hat 4 Stromkreise, und zwar einen für die Seiten- und Abortlampen, einen für die mittlere Deckenlampe, einen für die seitlichen Deckenlampen und einen für die Leselampen. In jedem Wagenabteil sind 2 Decken- und 4 Leselampen angebracht. Die einzelnen Stromkreise können jeder für sich ab- und wieder eingeschaltet werden, ebenso kann jede Leselampe für sich ausgeschaltet werden. Der elektrische Strom wird während der Fahrt durch die eben erwähnte Dynamomaschine erzeugt und durch eine Aluminiumzelle und die elektrische Hauptleitung (Kabel) in die einzelnen Wagen geleitet. Diese Beleuchtungseinrichtung ist ausgezeichnet und bietet für das reisende Publikum eine große Annehmlichkeit. Die selbstthätige Kuppelung ist eine seit vielen Jahren erstrebte Verbesserung und hat den großen Vorteil, daß das Bahnpersonal, welches das Zusammenkuppeln der Wagen zu besorgen hat und bei dieser Arbeit stets zwischen die Fahrzeuge treten mußte, nicht mehr gefährdet ist. Ein solcher Probenzug traf kürzlich in Köln ein. Mehrere Mitglieder der königlichen Eisenbahndirektion Köln besichtigten eingehend die neuen Einrichtungen.

Eine aufregende Reise. Der japanische Dampfer „Sado Maru“, der am Dienstag in den Albert Dock in London eintraf, hatte sich wegen der drohenden Kriegsgefahr außerordentlich beeilt. Er kam zwei Tage früher an, als man ihn erwartete. Ein Offizier des Dampfers erzählt, daß man täglich die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges erwartet habe. Zum ersten Mal erwachte unter den Offizieren der Argwohn, daß die Russen es auf unseren Dampfer abgesehen hätten, als die „Sado Maru“ in Hongkong einlief und dort einen schwer armierten Kreuzer der russischen Freiwilligenflotte vorfand. Als das japanische Schiff den Hafen verließ, lag der Russe vor Anker, als habe er keinerlei böse Absicht. Man kann sich aber denken, daß die Offiziere der „Sado Maru“ keineswegs angenehm berührt waren, als sie beim Einlaufen in Singapur denselben russischen Kreuzer dort schon vorfanden. Von Singapur begleitete der unangenehme Russe den Japaner getreulich nach Colombo, und erst nach Verlassen dieses Hafens gelang es der „Sado Maru“, ihm zu entweichen. Im Mitteländischen Meere spähnten die japanischen Offiziere außerordentlich scharf nach verdächtigen Fremdlingen aus. Man kam aber nach Marseille, ohne belästigt zu werden, obgleich in der Nachbarschaft von Malta verschiedene russische Torpedoboote auftauchten. Von Marseille trat der japanische Schiff seine Reise noch als „Sado Maru“ an. Während der Nacht wurde dann eine merkwürdige Umwandlung mit ihm vorgenommen. Der japanische Name wurde entfernt und der bekannte schwarze Schornstein erröthete lachend. Schließlich wurde das Schiff nach verschiedenen anderen Veränderungen umgetauft und trug stolz den Namen „Banin“. Da der Kapitän wußte, daß das Mittelmeer eine ungewöhnlich große Anzahl russischer Kriegsschiffe und Torpedoboote beherbergte, fuhr er von Marseille aus unter Vollampf. Zum Glück, war das Wetter so rau, daß Torpedoboote sich nicht auf die offene See wagen. Sobald die „Sado Maru“ im englischen Kanal angekommen war, fühlte sie sich ziemlich sicher vor Belästigungen und man ging daran, dem Dampfer wieder sein ursprüngliches Aussehen zu geben.